

# Die Reise in die Lunge

und andere Märchen

von

Herbert Großberger

Mit einer Umschlagzeichnung  
und vier weiteren Zeichnungen  
des Verfassers

1913

Saturn-Verlag Hermann Meister  
Heidelberg

Copyright 1913 by  
Saturn-Verlag Hermann Meister  
Heidelberg

Gedruckt in 600 Exemplaren bei  
Mäncke und Jahn in Rudolstadt

## Die Reise in die Lunge

Die Ärzte hatten ihn aufgegeben.

Still lag er in seinem Bett und schaute auf seine Hände, die schmaler und weißer waren, als er sie je gewünscht hatte. In kurzer Zeit, das wußte er, würde er sie nicht mehr sehen. Dann würde er auch nicht mehr denken und erleben, nicht mehr empfinden und nicht fühlen. Schwarz nahte seinem Vorstellungssinn ein tiefes Loch, wie dem Tunnel die Lokomotive entgegengleitet, um darin zu verschwinden.

Ihn aber erfaßte mit der Angst die Verzweiflung, mit der Verzweiflung die Kraft, mit der Kraft die List. Er wollte sein Ich retten aus dem Verfall des Leibes, und darum erfann er einen Plan, der, kühn in der Voraussetzung, überwältigend werden mußte, wenn es gelang, ihn auszuführen.

Es war Abend.

Eine matte Petroleumlampe erleuchtete das warme Krankenzimmer. Aus seinen regelmäßigen tiefen Atemzügen glaubte die Wärterin auf den Schlaf des Kranken schließen zu dürfen, und sie verließ leise das Zimmer. Darauf hatte er nur gewartet, und ein Lächeln spielte

3448  
25  
375  
RECA

544163

um seine Lippen. Nun schlüpfte er in seinen Mund, stieg in einen bereitstehenden Rachenkatheter und fuhr mit achtzig Kilometer Geschwindigkeit in seine verseuchte Lunge hinter. Als die Wärterin wieder in das Zimmer trat, fand sie seinen Körper als Leiche vor.

Niemand hatte ihn am Lungenbahnhof erwartet. Es war Nacht, auf dem Bahnhofspiaz grollten einige Bogenlampen, ein Schugmann ging seine Kreise, und einige Dienstmänner froren. Er setzte sich in einen wackligen Wagen, fuhr in ein Hotel, wo er sich ein Zimmer geben ließ, und schlief den Rest der Nacht ruhig. Am anderen Morgen machte er sich vor allem daran, eine kleine möblierte Wohnung zu finden. Bald gewahrte er etwas Passendes, wo er nur einige gehäkelte Deckchen zu entfernen brauchte, um sich heimisch zu fühlen. Es war ein angenehmes Bläschen mit der Aussicht auf den Kochplatz. Als er sich eingerichtet hatte, ging er in das Arbeitsamt. Man wies ihn einer Kolonne zu, mit der er hinauszog, zu essen.

Es war eine gemischte Gesellschaft, denn mit jedem Tag kam Zuzug von außen und

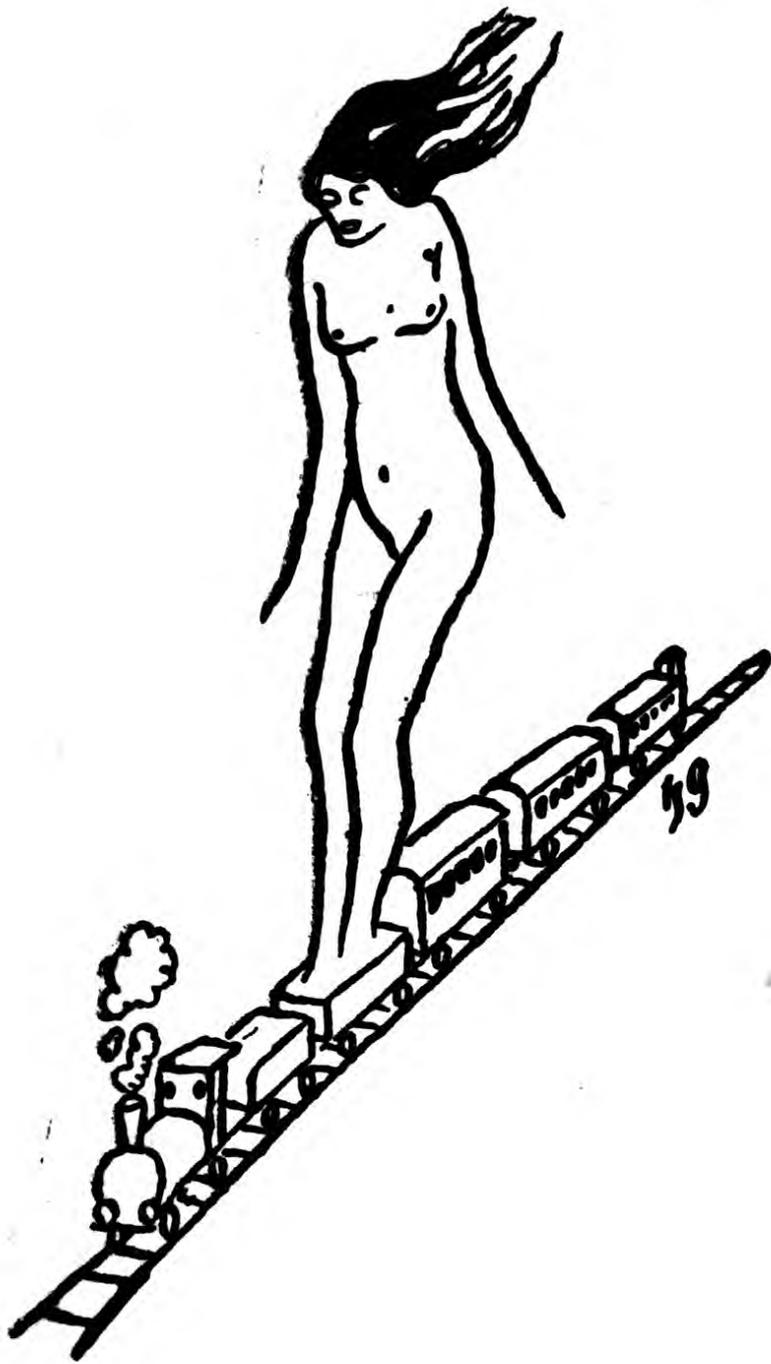
von anderen Landesteilen. Unter Bazillen, Käfern, Maden war er nicht der einzige von höherer Bildung. „Wir bauen ab, um aufzubauen!“ sagte einst sein Nachbar, ein haariger Mistkäfer. „Wir bauen ab, um aufzubauen!“ Und die Freundschaft war geschlossen.

Monate vergingen, das Werk schritt der Vollendung entgegen, und alles, was aus sich heraus entstanden war, löste sich in sich selber auf. Er befand sich wohl dabei und freute sich, den Zerfall seines Leibes überdauert zu haben. „Ich bin!“ jubelte es in ihm.

Sein Freund, der Mistkäfer, holte ihn täglich zum Spaziergang ab. (Er wohnte jetzt im Innern des elften Rückenwirbels.) Sie ergingen sich bei philosophischen Gesprächen, und ihm kamen Reminiszenzen alter alter Tage. Er gedachte der Freuden seines verfloffenen Lebens, er gedachte seiner Kindertage und des blauenden Himmels. Die Triebe des Aufbaus wurden in ihm mächtig, seine Wirkungen vollzogen sich in ihm. Er drang durch die Poren eines Samenkorns, und die Gewalt seiner sehnsüchtigen Gefühle brach die Krumen und erreichte mit einem zarten Blatt die Freiheit der weltumgebenden Luft. Sein Freund hatte

ihn da oben erwartet, begrüßte ihn mit Umarmungen.

Und er wuchs jetzt. Er wurde groß, trug Blüten und Blumen und reifte. Ein Vogel flog vorbei, knabberte ein Samenkorn und hob sich in die Luft. Er aber war in ihm und ging neuem Leben entgegen.





## Königsfinder

Am Bahnhofspiaz, wo des Abends alles in Licht erschimmert und glitzert, hing auch sie, unter einer weiten Reihe städtisch angestellter Bogenlampen. Sie war noch jung, und wenn der Strom durch ihre Adern quoll, zischte sie lieblich und leuchtete. Ein Strahlenheer ging von ihr aus, daß sie im Bewußtsein ihres funkelnden Selbst geringschäßig zu den Schwestern hinüberschaute, deren Helle ihr verschwindend vorkam.

Es hatte geregnet. Im nassen Asphalt spiegelte sich die Fülle ihres Scheins, und sie vergewisserte sich, daß es ihresgleichen nicht geben konnte. Zu ihren Füßen schob und wogte die Menge. Gerassel von Fuhrwerken und Lärm von Wörtern drangen zu ihr empor. Aber nur ein mitleidiges Lächeln zuckte durch ihr Leuchten. Jene gingen da unten dunkel und lichtlos. Sie gab ihnen alles. Wer glich ihr?

Hinter dem linken Turm des Bahnhofes glitt eine Helle auf.

Der klare Himmel, nur hin und wieder von Lokomotivenrauch durchzogen, füllte sich mit Schein. Dann schob sich lang, langsam eine

lachend runde Scheibe empor. Auf allen Dächern lag es milchig, und an den Hausmauern floß es herunter. Das war schön. Die Bogenlampe starzte, und darauf zitterte sie ein wenig.

„Das wäre der rechte Mann für mich“, sagte sie zu den Nachtfaltern, die sie umschwärmten. „Ich glaube, er ist beinahe so hell wie ich.“ Die Nachtfalter waren gekränkt und gingen fort, anderswo tanzen. Sie kümmernte sich nicht darum. Ihre Gedanken hingen an der großen Bogenlampe des Himmels, die immer näher kam: Wenn sie nur nicht vorüberglitschte. Ihr Atem stockte, und sie zuckte ein paarmal auf. Man mußte sich mit jenem Licht verständigen.

Sie schickte den Wind hin. Der half überall aus. „Sage ihm, daß ich ihn liebe. Und daß ich ihn liebe, weil er fast so hell ist wie ich.“ Eine Rauchwolke kam und hüllte die Bogenlampe ein. Es wurde mählich stiller auf dem Platz, nur kreischende Tramwagen bogen in Kurven. Da nahte schon der Wind wieder:

„Er sieht dich nicht. Zieh deinen Schleier aus!“ Und er verjagte die Rauchwolke. „Was

hat er gesagt?" frug zitternd die Bogenlampe. „Er sieht dich nicht," versetzte der Wind, „er muß dich erst sehen!" „Geh' nochmals, ich bitte dich!" flehte die Bogenlampe und strahlte heller denn zuvor.

Der Wind ging und nahm einige ferne Lokomotivenpfeife mit. Es war schon spät, der Platz ganz unbelebt und man hörte die Schritte eines Mannes, der von Lampe zu Lampe ging. Es wurde dunkler . . . Die Bogenlampe zuckte konvulsivisch. Sie befand sich in ungeheurer Aufregung. Da ging ein Gausen durch die Luft: „Nun?" „Er sieht dich nicht", berichtete der Wind. „Er sieht dich wirklich nicht, auf diese Entfernung!"

Ein jäher Schmerz ergriff die Bogenlampe. Der Strom verließ ihre Adern, sie zuckte noch einmal und erlosch.

## Der Ziegelstein

Es war einmal ein Haus, das war mit roten Ziegelsteinen bedacht. Einer dieser roten Ziegelsteine hieß Durham, und von ihm handelt unsere Geschichte.

Im November regt sich unter den Ziegelsteinen der Wandertrieb. Auch Durham prickelte es im Rücken, und er sprach deshalb zu seiner Gattin, die neben ihm lag:

„Höre, teures Weib“, sagte er, „höre, teures Weib, ich will mich aufmachen und wandern, die Welt sehen und wiederkommen!“ Was sie hierauf erwiderte, ist belanglos; genug am folgenden Morgen machte er sich auf, nahm Abschied und rutschte langsam über die Bänche seiner Freunde und Nachbarn, bis er an die Dachrinne gelangte. Hier hieß es: Halt! und er kehrte ein.

Die Dachrinne war voll von den merkwürdigsten Leuten. Auf ausgekämmten Haaren saß eine Maus und zechte eifrig aus einem verrosteten Fingerhut. Sie war sehr stolz und tat groß mit ihren Schößern.

„Sind Sie schwindelfrei?“ fragte der Ziegelstein.

Nein, das war sie nicht.

„Dann würde ich Ihnen nicht raten, in der Dachrinne zu sitzen!“ sagte er weiter. „Ich, ich bin schwindelfrei!“

Weiter saß da ein Strohalm, einige ausgekochte Suppenkräuter und eine Haarnadel. Sie sahen aus wie Strolche, und der Ziegelstein redete nicht mit ihnen. Indessen erblickte er ein zusammengeknülltes Papier. Es war der Rest eines Abschiedsbriefes, den ein Dienstmädchen aus dem Mansardenfenster geworfen hatte. Das Papier war gebildet und wußte viel zu erzählen.

„Sind Sie schwindelfrei?“ fragte der Ziegelstein.

„Können Sie lesen?“ entgegnete das Papier. „Lesen Sie, was auf meinem Leib steht. Ich schwindele nicht. Die Welt will aber betrogen sein, und darum sitze ich jetzt hier. Glauben Sie mir! Das war nicht immer mein Plag!“

Der Ziegelstein erwiderte nichts. Schweigend saß er da und blickte sich um. Aus einem Fenster leerte jemand Wasser. In dem Schmutz schwamm ein toter Käfer herunter, den die Maus sofort anhielt. Ein Spag kam herbeigeflogen und rief „Piep“. Das sollte heißen

„Guten Tag!“ Und dann rief er wieder „Piep“, und das sollte diesmal etwas anderes heißen. Aber der Ziegelstein konnte das nicht verstehen und begann überhaupt sich zu langweilen. Er wollte weiter. Es gefiel ihm nicht in dieser Gesellschaft, und darum bog er sich ein wenig über die Dachrinne. Die Maus rief ihm zu, er möge sich in acht nehmen, aber er hörte nicht auf sie. Er sah nur tief unter sich ein Gewimmel von sich verschiebenden dunklen Punkten und gewann die feste Überzeugung, es müsse dort sehr schön sein, wie er es noch nicht gesehen habe. Also rief er Lebewohl und schwang sich unter dem Entsetzensschrei aller in die Tiefe.

Man eilte ihm nachzusehen.

Er fiel mit rasender Geschwindigkeit, und zwar fiel er auf den Kopf eines Mannes, der gerade vorüberging. „Ach“, sagte der Mann, griff mit beiden Händen über sich und fiel hin. Längelang lag er da, sein Hut war beschädigt, und sein Kopf schien auch nicht heil geblieben zu sein. Menschen kamen, hoben ihn auf und trugen ihn fort. Auf dem Bürgersteig saß nur noch der Hut und Durham, der Ziegelstein. Ein Fußtritt, der gerade vorüberging, beförderte beide in den Straßengraben.

„Au!“ schrie Durham; denn das war er nicht gewohnt. Der Hut klärte ihn mittlerweile über sein Verbrechen auf, und sagte ihm, daß er ihn verlegt und seinen Herrn getödtet habe.

„Jetzt kommt bald die Polizei und wird dich ins Gefängnis werfen.“ Aber es kam nur der Mann, der den Kehrriht wegführt. Er nahm auch den Hut mit, der jedoch behauptete in das Krankenhaus gebracht zu werden. Und in der That wurde er bald von den übrigen Insassen des Wagens getrennt und beiseite gelegt. Durham aber saß ganz still in sich versunken. Reue über seine That mischte sich mit Angst vor dem Kommenden, und so fuhr er über holpriges Pflaster seinem Geschick entgegen.

## Die Rivalen

Es war einmal eine Königstochter. Die war über alle Maßen schön, also daß männiglich sich in sie verliebte.

Das geht aber doch nicht an, und schließlich kann auch eine Prinzessin nur einen Mann heiraten. Gewißlich dachte sie daran, sich zu verheirathen, und so kam es, daß sie im August des letzten Jahres alle Prinzen der Nachbarländer zu einem Fest einlud um sich den schönsten, besten und klügsten zum Gemahl auszuwählen. Es kamen indessen nur die unverheirateten, und das mußte auch so sein.

Als die Prinzen alle beisammen waren, führte man sie in einen großen goldenen Saal. Dort wurde ihnen ein Mittagessen aufgetischt, wie wir es nicht alle Tage zu sehen bekommen. Für diese Gäste war das natürlich nichts Außergewöhnliches. Geschmeckt hat es ihnen aber doch, bis auf den Prinzen Lilian, der einen verdorbenen Magen hatte und darum fortwährend die Hand auf den Leib drücken mußte.

Raum war der Nachtmahl verzehrt, da erhob sich die Prinzessin, und man folgte ihr in

einen Kleinen, mit roter Seide ausgeschlagenen Salon, wo sie sich an den Flügel setzte, spielte und dazu sang. Der letzte Ton verklang. Jeder stürzte auf sie zu, und man überschüttete sie mit Ausrufen des Lobes und der Bewunderung. Zwar war ihr Spiel nicht gut und ihr Gesang noch schlechter gewesen. Aber es war des Lobes genug wert, daß sie gar so viel konnte; denn sie war nun einmal Prinzessin und hatte es nicht nötig, überhaupt etwas zu können.

Sie wand sich also mit hoheitsvollem Lächeln durch die Schar der Bewunderer, setzte sich auf ein kleines Sofa und plauderte nun nach rechts und links auf unermüdlige Weise mit liebenswürdigster Anmut und unnachahmlicher Grazie, eine Tatsache, die nicht befremden darf, denn sie war eben eine Prinzessin.

Nachdem sie eine gute Weile so getan hatte, bemerkte sie plötzlich in einer Ecke den armen Prinzen Lillian, der immer noch Magenschmerzen hatte. Das wußte sie aber nicht, sondern sie meinte, sein trübseliges Gesicht komme davon, weil sie sich noch kein einziges Mal ihm gewidmet hatte. Deswegen erhob sie sich, raffte ein wenig das Kleid und ging leise zu ihm hinüber, während ihr die Blicke aller im Salon

Antwesenden folgten. Der Prinz selbst war ein wenig überrascht, und auch die Prinzessin, die ihm gern etwas Angenehmes sagen wollte, suchte nach Worten. Und so pläzte sie schließlich heraus;

„Sie haben eine schöne Krawatte!“

Dann aber betrachtete sie die Krawatte unwillkürlich eingehender, und sie sah, daß diese in der That schön war. Der Prinz griff sich gedankenlos an den Hals und sagte:

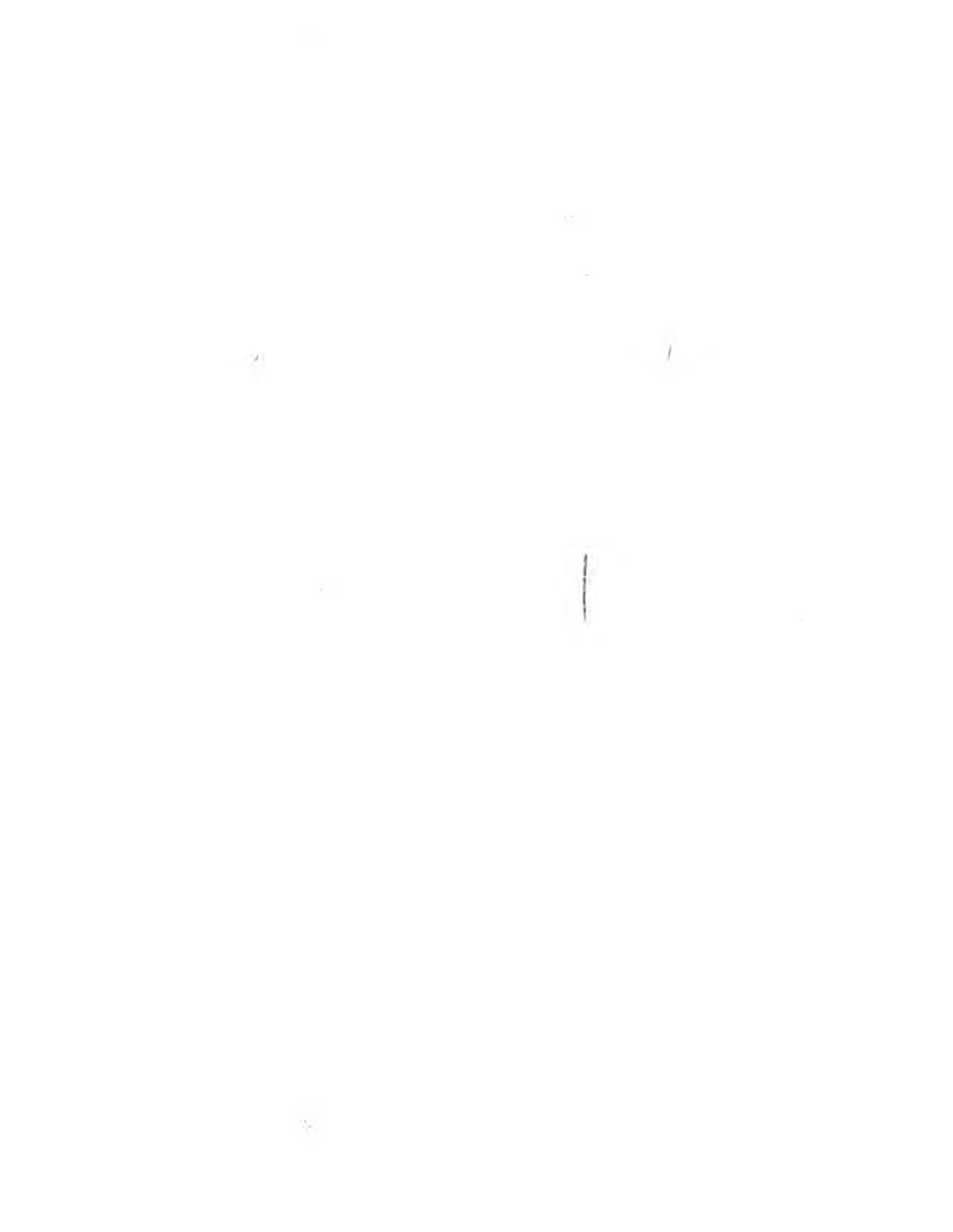
„Ja, das ist eine schöne alte Krawatte. Mein Urgroßvater hat sie schon getragen!“

Ob dieser scheinbar törichtten Antwort wäre nun ein großes Gelächter ausgebrochen, wenn nur die Prinzessin den Anfang gemacht hätte. Gewiß vermutete sie aber hinter dieser Krawatte etwas Besonderes und schwieg gedankenvoll . . .

Am Abend desselben Tages tanzte man im goldenen Saal, den die Diener unterdessen ausgeräumt hatten. Die Prinzessin drehte sich mit jedem einmal. In den Pausen aber setzte sie sich immer zu Lillian, der seinen Magenbeschwerden zuliebe nicht tanzen mochte. Und da sagte sie ihm noch einmal, wie schön seine Krawatte sei.



99



Nach der letzten Françoise beschloß ein Walzer das Fest. Jeder Prinz erhielt in dem großen Schloß ein Zimmer angewiesen, und das will schon etwas heißen. Zwei Diener mit brennenden Kerzen in der Hand geleiteten auch Lillian in sein Gemach. Sie stellten die Lichter auf den Tisch und entfernten sich. Schleunigst schlüpfte Lillian aus seinen Stiefeln, entledigte sich des Fracks und der Weste, und nun machte er sich daran, Kragen und Krawatte auszuziehen.

„Findest du nicht,“ frug er, „daß sich die Prinzessin auffällig oft mit mir abgegeben hat? Ich bin überzeugt, es wird etwas aus der Sache!“

„Du meinst wohl,“ verbesserte die Krawatte, „daß sie sich oft mit uns abgab! oder doch eigentlich wohl mit mir. Ich finde, daß überhaupt ich allein es war, dem ihr ganzes Interesse galt. Du willst doch nicht im Ernst behaupten, daß sie etwa dich schön nannte.“

Prinz Lillian erwiderte nichts. Er ärgerte sich und versuchte angestrengt den Knoten zu lösen. Da hub die Krawatte wieder an:

„Hast du gehört, wie sie sagte: Sie haben eine schöne Krawatte. Und später sagte sie:

Ihre Krawatte ist wirklich schön. Ich bin überzeugt, daß ich mehr Eindruck auf sie machte als eure ganze Bande von Prinzen zusammen!"

"Oho!" erlaubte sich Lillian schüchtern einzuwerfen.

"Schweig!" zischte jene. "Bildest du dir in der Tat ein, daß sie dich heiraten wird?"

"Nein!" rief Lillian ironisch: "Dich natürlich!"

"Gewiß!" schrie erregt die Krawatte. "Warum sollte sie mich nicht heiraten? Sie sucht einen Gatten, sie hat mich schön gefunden, sie hat es mir gesagt. Aber du, du! Ich weiß es, du stehst mir im Weg, du stehst meinem Glück im Weg. Du gönnst mir die Prinzessin nicht! Aber ich schere mich nicht darum! . . ."

Lillian wurde zornig. Sein Gesicht rötete sich, und unter Fluchen zerrte er an der Krawatte herum, die, anstatt sich zu lockern, sich immer enger um seinen Hals schloß.

"Ich schere mich nicht darum!" schrie diese weiter. "Wenn du mich hinderst, muß ich mir meinen Weg selbst bahnen. Dann mußt du beiseite. Ja! dann mußt du beiseite. Nie, nie hast du mir etwas gegönnt. Aber ich weiß mir jetzt zu helfen!"

Prinz Lilian mußte sich nicht zu helfen.

Blaurot war sein Antlig jetzt, und röchelnd taumelte er im Zimmer umher, mit den Armen um sich schlagend. Die Hilferufe erstickten in seinem Munde. Aber auch die Krawatte hatte in ihrer Wut die Besinnung verloren. Nach einem kurzen verzweifelten Kampf gelang es ihr, ihren Herrn zu überwältigen, der auf einer Ottomane zusammenbrach.

Man fand ihn am andern Morgen, als er trotz wiederholten Anklopfens nicht dazu veranlaßt werden konnte, sein Zimmer zu verlassen. Es gab einen schrillen Mißton in der Freude des Festes, ja man mußte es gar vollständig abbrechen. Schwankenden Schrittes begab sich die Königstochter zu dem Lager des Ermordeten und löste mit zitternden Händen die Schlinge von seinem Hals.

Damals jubelte die Krawatte.

Von den Händen der Geliebten berührt, überlief sie ein Gefühl frohester Empfindungen, und es schien ihr selbstverständlich, daß es jetzt zum Traualtar gehen mußte. Aber die Königstochter barg die Krawatte nur in einer (immerhin köstlichen) Schatulle, darinnen sie nun, wie in einem Sarg, für immer verblieb.

## Ein Stück Seife

Es war einmal ein Stück Seife — oder nein, es war noch nicht, es sollte erst werden. Und da muß man zuerst von dem großen Haus erzählen, das weit vor den Häusern der Vorstadt lag und mit zwei riesigen Stielaugen in den Himmel hineinschaute. Es war sicher eine Fabrik. Die Seife aber, die dort geboren wurde, nannte es in ihren Erinnerungen stets ein Schloß, und das konnte sie ja auch, denn das Gebäude war weit und schön, voll gedehnter Säle, und darinnen liefen Menschen, die alle tun mußten, was ihnen einer befahl.

Ein riesiger Bottich war die Mutter der Seife. Mit unermesslich vielen Geschwistern zusammen brachte man sie, da sie kaum geboren war, in einen langen Raum, und alle legten sich auf Gestelle, wo sie trocknen und schlafen sollten.

Hier war es sehr schön. Man gewöhnte sich an ein süßes Nichtstun, unterhielt sich oder ließ sich von den stets geschwägigen Holzbalken Geschichten erzählen. Was weiter kommen würde, wußte niemand. Nur ein Segen Papier, der einmal zur Türe hereingeweht kam, sprach

vom Reisen und von der Welt. Wer konnte sich indessen etwas dabei vorstellen?

Aber eines Tages kamen Männer mit Körben, packten die Stücke hinein, kaum daß man Zeit hatte, der liebgewordenen Umgebung Lebewohl zuzurufen, und fort ging es. In einem ganz lichten Saal wurde man auf Tischen ausgebreitet, und vor einem dieser Tische saßen Menschen, die einen wohlthuenderen Anblick boten als die rohen Geschöpfe, von denen die Seife zuvor war behandelt worden. Man nannte sie junge Mädchen. Unser Stückchen Seife fühlte sich zart angefaßt, in die Höhe gehoben und sah sich plötzlich solch einem lieblichen Gesicht gegenüber. Das Mädchen roch an ihr, freute sich und sagte mit leiser Stimme:

„Ach, das riecht einmal gut!“

Und dann nahm es ein Blatt Silberpapiere, glättete es und bekleidete die Seife damit, die vor Glück und in einem unbeschreiblichen Wonnegefühl ganz still war und unmerklich bebte. Nun griff das Mädchen neben sich und holte aus einer Schachtel Seidenpapier, welches über das Staniolkleid gelegt, diesem einen matten vornehmen Schimmer gab. Jetzt fehlte noch das Oberkleid. Wenn

man es auch für Atlas halten konnte, so war es doch von Papier; aber das war künstlich und außerordentlich schön.

„O, wie herrlich bin ich,“ dachte die Seife, „und wie lieb ist das Mädchen!“ Aber man war noch gar nicht fertig. Sie bekam noch ein Bildchen auf das Kleid geklebt, wobei es auf der Rückseite von den Lippen des geschickten Mädchens angefeuchtet wurde. Auf der Vorderseite erblickte man in schön bunten Farben einen Knaben und ein Mädchen, beide zierlich bekleidet in einer anmutigen Stellung zueinander gebracht. Doch selbst damit war es noch nicht genug. Sie erhielt noch einen Gürtel, der, aus einem schönen Seidenband bestehend, ihr um den Leib gelegt und in einer Schleife geschlossen wurde, und erst jetzt holte das Mädchen eine Schachtel, deren Inneres ausgepolstert, deren Rand von einer Spitze umgeben und deren Deckel mit den entzückendsten Bildern geziert schien. Hier hinein wurde die Seife gelegt, und das Mädchen setzte den Deckel auf, nicht ohne daß es vorher noch einmal mit Vergnügen an der Seife gerochen hätte.

Indessen lag die Seife still und dachte an

das junge Mädchen. Sie fühlte in ihrem Herzen das erste ungewisse Gefühl der aufkeimenden Liebe, die, wenn man beizeiten ihr nicht entgegenzutreten vermag, groß und unermesslich wird, uns ganz einnimmt und, uns beherrschend, über unser Schicksal entscheidet. Die Geise dachte an die Geliebte, ohne zu ahnen, daß jeder Atemzug sie mehr von ihr entfernte, da sie sich auf einer Reise in eine weite Stadt befand und ihrer Schicksals Erfüllung entgegenging.

Ein Krämerladen war ihr nächster Aufenthalt.

Sie befand sich da in gemischtester Gesellschaft, und ihre Stimmung war durchaus nicht rosig. Da sie nicht wußte, was mit ihr vorging, lag sie still, gleichwohl in einer steten Unruhe und mit dürstendem Herzen und trug die Hoffnung in sich, nach einiger Zeit wieder aus der Schachtel herauszukommen und mit der Geliebten vereinigt zu werden. Freilich schien ihr diese Zeit ewig zu sein und einem dunklen Gang zu gleichen, den man in seiner Länge durchwandert, und dessen Ende ein trüber Lichtschimmer einst künden wird.

Und schließlich kam auch der Tag, wo der

Deckel gehoben wurde: eine Geheimrätswitwe hatte die Seife gekauft. Eine, ach, ganz andere und fremde Hand riß jene Hüllen herunter, die eine liebende Sorgfalt der Seife einst angelegt hatte, nackt und fröstelnd fand sie sich in einer Porzellandose. Sie fühlte sich grenzenlos unglücklich und war sehr niedergeschlagen. Die Gegenstände des Waschtischs, auf dem sie nunmehr lag, betrachteten den Ankömmling mit unverhohlener Neugierde. Die Zahnbürste, ein schlankes Fräulein, bezeugte ein besonders großes Interesse für ihn, was indes nicht wundernehmen darf; denn ihre Freundin, die Odolflasche, die mit dem Trinkglas verheiratet war, erzählte jedem, der es hören wollte, hinter ihrem Rücken, daß sie, die Zahnbürste nämlich, schon lange hinter allen Männern her sei. Vor einem halben Jahr hatte sich sogar der skandalöse Vorfall ereignet, daß man die Zahnbürste eines Morgens in der Seifenschale gefunden hatte, als diese noch ihren vormaligen Besitzer barg. Er war später verschwunden, wie es hieß: weil er sich den Nachstellungen dieses Frauenzimmers entziehen wollte. Wenn man freilich der Sache auf den Grund gehen wollte, würde sich herausstellen,

daß die Geheimrathswitwe die Zahnbürste abends irrthümlich in die flache Schüssel legte und das Verschwinden der Seife einfach dem Dienstmädchen anzurechnen ist. Aber so kommt es immer, daß die Klatschsucht den einfachsten Dingen einen phantastischen Umhang zu geben weiß, der sich bald zum Körper selbst verdichtet.

Wenn man also jetzt auf jenes lebhaftere Interesse der Zahnbürste zurückkommt, so wird dessen Berechtigung alsbald offenbar. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß es für die Zahnbürste eine Rivalin gab, und das war die Puderquaste. Sie war ein niedliches Ding mit einer entzückenden Figur, und da sie nie, wie etwa die Zahnbürste, fragig werden konnte, sondern stets duftig und sanft blieb, gab es kein männliches Wesen auf dem ganzen Waschtisch, vom Schminkestift angefangen bis zu dem alten großen Waschkrug (der als Gatte der Wasserflasche Vater des Trinkglases war), das sie nicht gern gesehen und nicht gern mit ihr geschäkert hätte.

Diese beiden Weiblichkeiten sahen in der Ankunft der Seife ein willkommenes Ereignis, und es war ihre selbstverständliche Aufgabe,

einander diese seltene Beute abzujagen. Bald mußten sie jedoch zu ihrem großen Bedauern einsehen, daß in diesem Fall jegliches Bestreben unnütz war. Dieses Herz war nicht mehr frei. In einer Stunde dämmeriger Stimmung und wehmütiger Erinnerung erzählte die Seife der Zahnbürste den Roman ihres Lebens, und jene vergoß Tränen einer ungeheuchelten Rührung.

„Wie romantisch“, rief sie, „und wie poetisch ist es, so ein Leben lang eine Liebe in sich zu tragen.“

Bald wußte der ganze Waschtisch um die Geschichte der Seife, die nun in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses rückte. Man tröstete sie, verhätschelte sie, machte ihr Besuche und lud sie ein, kurz man bemühte sich um sie in der redlichen Absicht, durch fortwährende Zerstreuung ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. Denn es war zu bemerken, daß die Seife recht schlecht aussah. Eines Tages sagte die Puderquaste sogar, ihrer Meinung nach sei die Seife erheblich abgemagert. Nun beobachtete man sie täglich und fand diese Wahrnehmung bestätigt. Und es war auch kein Wunder. Mehr und mehr

hatte unser Held eingesehen, daß es für ihn ein Ding der Unmöglichkeit sein würde, jetzt, nachdem er in die Dienste der alten Dame getreten war, wieder den Ort seiner Geburt und die Stätte seines ersten und einzigen Liebesabenteuers aufzusuchen. Selbst wenn sie ihn hätte ziehen lassen: er hätte nicht gewußt, auf welche Weise er hingelangen sollte. Trübsinn erfüllte sein Herz, und vor seinem Geist standen immer die Hände, die ihn bekleidet, das Antlitz, das ihm sich genähert hatte, und die lieben Worte, die er vernommen, klangen noch immer in ihm nach. Solchermaßen stets den eigenen Gedanken nachhängend war es nur zu selbstverständlich, daß die Folgen dieses Verbohrrens in das eigene Unglück eintreten mußten.

Man dachte ernstlich daran, den Arzt zu holen.

Es war die große Medizinflasche vom Nachttischauflage. Sie stellte fest, daß die Seife an der Auszehrung litte, und fügte hinzu, daß jede Hilfe hier unmöglich sei. Mit tiefem Schmerz vernahm man diese Worte. Die Odo-  
flasche schluchzte laut, und am Morgen des kommenden Tages war der Waschtisch naß von in schlafloser Nacht vergossenen Tränen.

Mit tiefer Rührung sah man den Freund, der sich durch sein bescheidenes Wesen aller Zuneigung rasch erworben hatte, dahinschwinden, sah zu, wie die Geise kleiner und kleiner wurde. Es ist nicht bekannt, ob die Puderquaste eine tiefere Neigung zu der Geise gefaßt hatte, es konnte schließlich auch ein Unglücksfall gewesen sein; jedenfalls fand man sie eines Abends im Waschbecken. Sie war ertrunken.

Am darauffolgenden Tag war die Geise nicht mehr. Die Trauer allenthalben war groß, und einmütig erging man sich in Bewunderung über ein solches Beispiel wahrhaften Liebestodes.

## Der Tod eines Kleiderhakens

Es war einmal ein Café. Das war schön und groß, und jeden Nachmittag und jeden Abend saßen auf einem Podium vier Musiker und erfüllten das Café mit Klängen. Und es kamen viele Leute, die sich hinsetzten und zuhörten, während sie, um die Liebenswürdigkeit des Kaffeehausbesizers zu vergelten, von seinem Kuchen aßen und seine Getränke zu sich nahmen.

Der Besizer und die Büfett-dame, die Kellner ebenso wie die Marmortische und die Stühle und alles, was sonst da war, war voll Wohlgefallen an dem lebendigen Treiben, das sich wie in einer kleinen Stadt hier entwickelte. Die Lichter strahlten aus freudigen Augen, das Podium knarrte vor Lust, und gar die sonst ziemlich reglosen Kleiderständer, die aus Messing waren, glänzten vergnügt.

Ja, das taten sie. Jeden Nachmittag und jeden Abend. Dienstags freilich glänzten sie am meisten; denn da putzte sie der Kellnerlehrling; indes mußte er sich auf einen Stuhl stellen. Er hatte ein Fläschlein neben sich und in der Hand einen Lappen, mit dem er einen

Haken nach dem andern rieb, daß es ordentlich eine Lust war.

Über den dritten Haken von links ging das Gerücht, er sei verliebt. Damit hatte es allerdings seine Bewandnis. Eines Abends nämlich, im Februar, die Musik spielte gerade die Valse lente aus „Coppelia“, betrat eine Dame das Café, die man daselbst noch nie zuvor erblickt hatte. Es erübrigt sie zu beschreiben; sie war sicherlich schön. Denn sie sehen und sie lieben, war eins für den dritten Kleiderhaken. Er genoß das außerordentliche Glück, von ihr zum Träger ihres Mantels (den Hut legte sie nicht ab) bestimmt zu werden.

Der Mantel, ein reizendes Gebilde aus schwarzem Seidenplüsch mit Pelzfutter und weißem Spitzenkragen, duftete wunderbar. Der Kleiderhaken bebte und frug ihn, wie seine Besitzerin heiße. Da wurde der Mantel gesprächig, erzählte von seinen Spaziergängen, von dem Zauber der dämmerigen Straßen, von dem Reiz seiner Wohnung und dem entzückenden Boudoir der schönen Dame. Aber ihren Namen wußte er nicht. Vielleicht wollte er ihn nicht nennen. Doch das hatte nichts auf sich.

Nach einer Stunde etwa erhob sich die Fremde und schritt auf den Kleiderständer zu. Den Haken leicht mit den Fingern berührend, nahm sie den Mantel ab.

„Du Glücklicher!“ rief ihm der Haken nach, während es in seinem Innern tönte: die schöne Frau! Und morgens, als man die letzten Lichter im Café löschte, dachte er noch an sie und wünschte sehnlichst, sie wieder zu sehen.

Am nächsten Tag kam sie wieder. Der Mantel begrüßte den Haken, an dem er wiederum hing, bereits wie einen Vertrauten. Ungestüm drängte der Haken seinerseits den Mantel, ihm von seiner Herrin zu erzählen.

„Was willst du?“ frug der Mantel. „Was soll ich dir erzählen? Ich sitze sehr gut, und ich kleide sie vortrefflich. Jeden Morgen werde ich gebürstet und schön geklopft. Man pflegt mich, und dann hänge ich in einem großen Schrank unter meinesgleichen. Du mußt wissen, daß ich verlobt bin, und da hat man genug Beschäftigung mit sich selbst!“

„Aber können Sie mir nichts sagen? Sie umgeben sie. Sie schmiegen sich so an sie, sind ihr immer nah und erfreuen sich ihrer Liebesung!“

„Pah, mein Lieber,“ entgegnete der Mantel, „du überschätzt das alles. Dafür kann ich keine Gefühle aufbringen. Doch lasse es dir gesagt sein (du bist gewiß noch sehr jung und zweifellos verliebt): gib dich anderen Gedanken hin. Es ist zu deinem Besten. Das ist keine Partie für dich!“

Mit diesen Worten ging er fort. An der Seite eines jungen Mannes verließ die schöne Frau das Café. Halb interessiert und halb verärgert blickte der Kleiderhaken ihr nach. Und ganz allmählich regte sich in ihm die Eifersucht. In dieser Nacht konnte er nicht schlafen. Er dachte an die Straße, die er noch nie beschritten hatte, an eine Wohnung, die er sich kaum vorstellen konnte, und an das Wort Boudoir, das für ihn, in der gedanklichen Verbindung mit der Geliebten, etwas Wunderbares bedeutete. Eine Sehnsucht erfüllte ihn, den Festgebannten, nach allem, was jenseits der großen Türe liegend ihm als die Welt erschien . . .

Die schöne Dame erschien jetzt jeden Tag.

Der Kleiderhaken kannte die Zeit ihres Erscheinens und blickte den Nachmittag über stets nervös auf die gegenüberhängende Uhr.

Und kam sie, so gab es ihm jedesmal einen Stich ins Herz; denn sie war nie allein. Ein junger Mann begleitete sie und zahlte für sie. Es war nicht mehr jener, der zuerst die Eifersucht in dem Kleiderhaken geweckt hatte. Jeden Monat war es ein anderer.

Das wird kein gutes Ende nehmen, dachte der Haken. Der Liebeskummer hatte ihm auch ordentlich zugesetzt. Er fühlte sich ganz elend und morsch.

Inzwischen war es Frühling geworden. Manche Sonnenstrahlen hatten schon den Weg ins Café gefunden und ließen auch die Gefühle im Herzen des Kleiderhakens stärker und lebendiger werden. Mit einer Hingebung wie nie zuvor hörte er den Weisen des kleinen Orchesters zu und glaubte in jedem schluchzenden Geigenton einen Widerhall seiner Empfindungen zu vernehmen. Er hatte die Ahnung von einem außerordentlichen Vorgang und blickte aufgeregt bald auf die Uhr, bald auf die Türe.

Endlich erschien sie.

Ein blasirt aussehender unsympathischer dicker Herr geleitete sie und half ihr galant aus dem Mantel.

Dem Kleiderhaken stand das Herz still.

Ihr Begleiter, sicherlich ein Regierungs-  
assessor, schritt auf den Kleiderständer zu und  
hing ihren Mantel auf. Dann entledigte er sich  
seines Paletots und hing ihn an den dritten  
Haken von links.

Das war zuviel für den Armsten. Es ging  
nur knack — und dann war er mitten ent-  
zwei. Der Paletot lag am Boden, und der  
unsympathische Herr mußte ihn aufheben. Er  
tat es mit Verwünschungen und hing ihn da-  
neben. Aber der arme Haken war und blieb  
tot. Ihm hatten sie das Herz gebrochen.

Zärtlich spielte die Musik die Valse lente  
aus „Coppelia.“

## Das Wunderlicht

Wollt ihr wissen, wie es dem Schreiber erging?

Nun, der Schreiber war klein und hinkicht; aber er hatte ein schmales edles Antlig, und seine Waschfrau erzählte, daß er Gedichte mache. Ob sie gut oder schlecht waren, entzog sich der Kritik der guten Dame; aber wir können, da der Schreiber ja klein und hinkicht, aber schmalen und edlen Antliges war, ruhig annehmen, daß es Gedichte gewesen, wie sie jedermann gefallen durften.

Wie die nachfolgende Sache sich nun eigentlich zutrug, ist nicht bekannt, d. h. man weiß nicht, ob eine Hexe oder der Zufall im Spiel war, kurz: eines Abends fiel dem Schreiber ein Blatt Papieres unter den Tisch. Als er sich bückte, es aufzuheben, fand er auf dem Boden ein Lichtstümpfchen.

„Weiß Gott,“ dachte er, „wie das da hergekommen ist. Gewiß haben die Kinder der Wirtin in meinem Zimmer gespielt. Daß sie! Aber ich kann es brauchen. Das Licht ist eh so teuer!“ Und so hob er es auf legte es auf seinen Nachttisch.

Als der Schreiber sein Abendbrot gegessen hatte, wickelte er den Käse wieder ein und legte ihn vor das Fenster; die Teller legte er einen auf den andern, darauf Messer und Gabel, und brachte sie in die Küche. Hierauf ging er in sein Zimmer zurück, löschte das Licht, kleidete sich aus und zog seinen Schlafrock an. Weit öffnete er das Fenster. Es war keine Mondnacht, aber draußen war die Luft kühl und erfrischend. Lange lehnte er hinaus, unten rieselte der Brunnen des Marktplazes, und von der Burg schimmerte ein Licht herab. Die kleine Stadt lag still, und nur im dunklen Zimmer knackte manchmal der Schrank.

Es war spät. Aus den Gedanken des kleinen Schreibers erwuchs langsam ein Vers. Ein anderer fügte sich an, ein Reim fand sich dazu. Nun kehrte der Schreiber sich um und ging an sein Bett, nahm die Streichholzschachtel und entzündete das Lichtstümpfchen. Die Lampe brauchte er ja heute nicht anzustecken. Da gewahrte er eine Gestalt, die sich auf orientalische Weise dreimal vor ihm verneigte und ihn fragte, was sein Begehren sei. Der kleine Schreiber verwand seine Überraschung und erkundigte sich zunächst nach Herkunft und Per-





höflichkeit der Erscheinung. Diese klärte ihn darüber auf, indem sie behauptete der Geist des Lichtes zu sein, der jeweils dann in Thätigkeit treten müsse, wenn jemand die Kerze anzünde.

„Und Ihr könnt alles tun, was ich wünsche?“ fragte beunruhigt der Schreiber.

„Alles, was in meinen Kräften steht.“

Der Schreiber bekam Herzklopfen und blickte verstört auf den Fußboden.

„Könnst Ihr mir,“ hub er wieder an, „könnst Ihr mir des Kaisers Tochter . . . ja, des Kaisers Tochter hierherbringen?“

Er bekam keine Antwort, denn der Geist war bereits verschwunden. Fiebernd fast saß der Hinfichte auf dem Rand seines Bettes, da füllte sich das Zimmerchen mit einem magischen Schein und vor ihm, auf dem Fußboden lag ein herrliches Mädchen, schlafend, mit gelöstem Haar, im Nachtgewand. Die Füßchen waren unbekleidet und guckten schalkhaft unter dem letzten Spigenvolant hervor.

Der kleine Schreiber bückte sich und kniete neben des Kaisers Tochter nieder. Vorsichtig, um sie nicht aufzuwecken, ergriff er ihre Hand, die er zärtlich streichelte. Lange tat er so.

Schließlich faßte er sich ein Herz, beugte sich tiefer und küßte sie mit aller Inbrunst seines Gefühls auf den Mund . . .

Als er im gleichen Augenblick mit seiner Stirne auf den Erdboden stieß, war der Raum leer, die Geliebte verschwunden. Das Licht zuckte nur einige Male, dann verlösch es; der Docht fiel heraus und glimmte kurz weiter — schließlich lastete ringsum das Dunkel.

Der unglückliche Schreiber erhob sich und schlug sich an die Stirn. Er hatte begriffen. Das Lichtstümpfchen war abgebrannt, und damit war die Kraft, die das Wunder bewirkt hatte, dahin. Er schlug sich wieder und wieder an die Stirn und verwünschte den unglückseligen Raub, der ihn in den Armen der Königstochter überwältigt hatte, so daß er vergaß, das Licht zu löschen, und sich dadurch die Macht seiner Wünsche zu erhalten.

Mit einem Herz voll unsäglichsten Jammers legte er sich auf das Bett, wo ihn der anbrechende Tag tränenlos sah. Er dichtete keine Elegie, und das war gewiß der tiefste Ausdruck seines Schmerzes . . .

## Aus Liebeskummer . . .

In einer Straße stand einmal ein Haus, das, wie nebensächlich bemerkt sei, grün gestrichen war. Im Erdgeschoß dieses Hauses befand sich ein Laden. Der war schön, denn man hatte feinen Boden und die Wände mit Kacheln ausgelegt, damit das Ganze einen reinlichen Eindruck mache. Nach der Straße sah der Laden durch ein großes Monokel, die Erkerscheibe, und immer wenn der große Wagen Nummer 91 der elektrischen Straßenbahn vorüberglitschte, schaute er rasch zu dem Laden hinüber und nickte ihm zu.

Im Laden aber waren Tische und ihre Fläche bildeten Holzplatten, die man so bemalt hatte, daß man sie für Marmor hätte halten können. Darauf aber standen Schüsseln und Teller, in denen sich die schönsten Würste und Aufschnittwaren krümmten und stolz damit taten, daß sie unter Glasglocken saßen.

„Sieh, wie man uns schon!“ Aber die Teller klapperten und sagten, das sei ihr Weg.

„Laß sie sich brüsten!“ sagten die Würste. „Wir sind doch zarter. Wir sind vornehm und haben Namen und Preis!“

Und dann lagen sie still und rieben leise die Rücken aneinander, Vor ihnen standen Menschen. Manchmal viele und manchmal wenig. Abends mehrte sich ihre Zahl. Sie begehrten Nachtmahl zu kaufen, und die Würste trennten sich voneinander, um zu den Menschen zu gehen.

Unter ihnen befand sich eine Trüffelleverwurst, eine Wurst aus vornehmster Familie, zart wie ein Prinz und gehaltvoll wie eine Prinzessin. Ein Dienstmädchen, angetan mit einem rosafarbenen Waschleid und geschmückt durch ein weißes Häubchen verliebte sich scheinbar in sie.

„Schau, wie sie mich ansieht!“ flüsterte der Wurstprinz. Jetzt bewegte sie ihren Mund, deutete auf ihn, und er fühlte sich gepackt und in die Höhe gehoben.

„Viel Glück!“ riefen ihm die Nachbarn nach, über die sich bereits wieder die Glasglocke senkte; in ihm aber jauchzte ein unbeschreibliches Etwas.

Das Dienstmädchen hatte ihn gekauft. Vorsorglich, damit er sich nicht erkälte, wickelte man ihn in ein Papierkleid. Das knisterte und gab ihm die Würde, die jede vornehme Kleidung in uns weckt oder uns zu verleihen scheint.

Nun wurde er in ihr Körbchen gelegt. Sie trug ihn nach Hause.

Der Wurstprinz war sehr glücklich. Seine neue Herrin war sein einziger Gedanke. Vorsichtig reckte er sich ein wenig und sah mit seinem Zipfel zum Papier heraus. Was er erblickte, war einzig ein bloßer Unterarm; aber das genügte die Freuden des Paradieses in ihm auszulösen, und darum beschäftigte er sich den ganzen Weg über mit diesem Arm, ohne die Reden zu hören, die rings um ihn von andern eingekauften Dingen gehalten wurden.

„Ach!“ dachte er, „wie wunderbar und be-  
seligend muß es sein, von ihr gegessen zu werden, um eins zu sein mit ihr!“ Und dann gab er sich seinen Träumen hin, in denen eine rosa Farbe und ein zarter Magen die Hauptrolle spielten.

Das Mädchen indessen dachte nicht an die Trüffelwurst. Ihm war das Stück Limburger Käse, das gleichfalls im Körbchen lag, eine zusagende Delikatesse. Was ging darüber, mit einem Stück Butterbrot gegessen und einem Schluck dunklen Bieres heruntergespült? Vielleicht noch ein Salzhering mit Kartoffeln!

Wie gern hätte jener wohl mit diesen ordinären Geschöpfen getauscht, wenn er sein Geschick zuvor gewußt hätte.

Denn vernehmt, wie es dem Wurstprinzen erging.

Man war zu Hause. Das Körbchen stand auf einem Tisch inmitten einer hellen, gewiß sauberen Küche. Allen wurden die Papierkleider ausgezogen, und dann legte man die Speisen auf Teller. Der Held unserer Geschichte fand sich inmitten einiger Bekannten wieder, aber er gab sich zu sehr seinen Empfindungen hin, als daß er sich mit ihnen in ein Gespräch eingelassen hätte. Er harrete, mit Spannung zwar, aber ruhig des großen Augenblicks. Und der kam. Das Mädchen erschien und faßte den Teller. Nun aber ereignete sich, was nie hätte geschehen sollen.

Der Teller reiste in das Speisezimmer, wo der junge Herr saß und sich die Abendmahlzeit servieren ließ. Das Mädchen stellte den Teller vor ihm nieder, worauf er sie in den bereits geschilderten Unterarm kniff. Dem Prinzen unter den Würsten gab es einen Stich ins Herz. Einen bildlichen zwar, aber immerhin einen Stich. Und das war noch nicht einmal

genug; denn jetzt ergriff der junge Herr Messer und Gabel.

„Gib acht!“ sagte das Messer.

„Ich stechel!“ sagte die Gabel.

Und dann stach die Gabel, und sie stach ihn wirklich ins Herz. Das Messer aber schnitt ihn in Stücke, und der junge Herr — ja, der junge Herr, der aß ihn. Ganz einfach tat er das.

Die arme Lebertwurst!

Was sich in ihr mischte, Wut, Schmerz, Verzweiflung — es läßt sich nicht beschreiben. Das half ihr freilich nichts, wenigstens nicht viel. Sie rächte sich, so gut sie in ihrer Ohnmacht es eben konnte.

Die Nacht verstrich.

Am andern Morgen ging der junge Herr in die Küche und hier sagte er zu dem Mädchen:

„Was war das gestern für ein Aufschnitt, Emma! Mir wurde schrecklich schlecht heute Nacht!“

## Liebe und Tod

In der Lessingstraße, Nummer 23, hatte man einen Neubau vollendet. \ Lüncher, Installateur und Tapezierer hatten das Haus bereits verlassen, und die Stockwerke standen leer, in Ungewißheit, was jetzt mit ihnen geschehen werde.

Da kam eines Morgens ein langer Möbelwagen angefahren. Die Pferde schwigten und fluchten vor sich hin, der Wagen aber bot dem Haus guten Tag, stellte sich vor und blieb stehn. Dann begann er sich zu entleeren, und man trug seinen ganzen Inhalt in eine Dreizimmerwohnung des zweiten Stockwerks. Nach einiger Zeit wiederholte sich dieser Vorgang verschiedene Male, worauf, wie man zu sagen pflegt, alles vermietet war.

Die dicke Frau Schnashuber, eine Selchermeisterst Wittwe, ging nun täglich die Treppen auf und ab, wobei sie selbstzufrieden ihr Doppelkinn streichelte. Ihr gehörte nämlich das Haus. Die Schlüssel, die sie bei sich trug, benahmen sich frech und aufdringlich, ihre Absätze klapperten hochmütig, nur ihre Haarnadeln verließen sie fluchtartig. Was aber die Mieter

anbelangt, so gab es welche, die ihre Wohnung ganz ausfüllten, und solche, mit denen die Wohnung selbst nicht zufrieden war. Aber wie es so ist: man gewöhnt sich aneinander, und mit den verheirateten Leuten geht es gerade so!

Meine Geschichte freilich kann sich nur mit einer Wohnung abgeben. Es war die, wenn man die Treppe heraufkam, zur rechten Hand abgeteilte. Hier wohnte ein Fräulein Streckler, im, wie ich zu bemerken vergaß, zweiten Stock. Sie war ledig, aber immerhin schon einem Manne verlobt, der öfters, wie es sich gehört, am hellen Tag kam, sie aufzusuchen, die in Gegenwart einer älteren Dame ihn erwartete. Denn auch das muß so sein. Die ältere Dame ging dann zumeist in das Nebenzimmer, wo sie die Wände und Möbel nach ihrem Wohlbefinden auf höfliche Weise befragte.

Sonst aber war das schöne Fräulein ganz allein. Und in diesem Fall liebte es Fräulein Streckler, ihre drei Zimmer zu durchwandeln, das heimliche, darinnen sie schlief, das, darin sie Besuch empfing, und jenes, wo sie saß, wenn sie mit feinen Arbeiten beschäftigt war. Sie kochte nicht selbst, sondern ging morgens,

mittags und abends zur Familie der genannten älteren Dame, die mit den Möbeln so freundlich tat. Dort erhielt sie, was des Leibes Notdurft erforderte, Trank und Agung. Da sie solchermaßen einer Küche nicht bedurfte, ein Badezimmer in der Wohnung aber nicht vorhanden war, konnte sich die Küche freuen, derart ihren Beruf gewechselt zu haben.

Es lebte sich recht gemütlich so. Daß die Wohnung sich allmählich in das schöne Fräulein verliebte, muß gewiß nicht erst gesagt werden. Bedenkliche Zeichen von Eifersucht machten sich allerdings bei den Besuchen des Verlobten nach einiger Zeit bemerkbar. Von der Decke fiel der Verpuß herunter, der Kronleuchter klirrte empört, und das angestiftete Möbel knackte sie nachts aus angenehmen Träumen heraus. Ob dem Fräulein eine eheliche Verbindung mit der Wohnung zusagender gewesen wäre, mag dahingestellt sein. Jedenfalls dachte sie nicht daran, ihr zuliebe die Verlobung zu lösen.

Im Gegenteil.

Eines Tages, die Sonne schien durch die Augen des Schlafzimmers, machte das schöne Fräulein besonders sorgfältig Toilette. Es

wäre zwar unrecht, zu behaupten, daß sie sonst lässiger sei, aber heute war es wirklich etwas Besonderes. Schließlich kam auch ein schwarzlackierter Wagen vorgefahren, dem ein ebensolcher Herr entstieg und durch das Spalter einer vieltausendköpfigen Menge (den Bewohnern dieses und der benachbarten Häuser) in das Haus eilte, sie als seine Braut zur Trauung abzuholen.

Die arme Wohnung! Ihr Unglück voll zu machen, zog der Angetraute, den sie, ach, so haßte, ebenfalls in sie. Einer Dhnmacht nahe, versuchte sie sich zu beherrschen, aber es ging nicht. Und da bekam sie einen schrecklichen Weinkrampf. Die Tränen, von keinem Taschentüchlein aufgehalten, rannen die Wände herab. So wurde die Wohnung feucht, Schimmel bildete sich, der Aufenthalt wurde unerträglich.

Man rief Frau Gschnashuber.

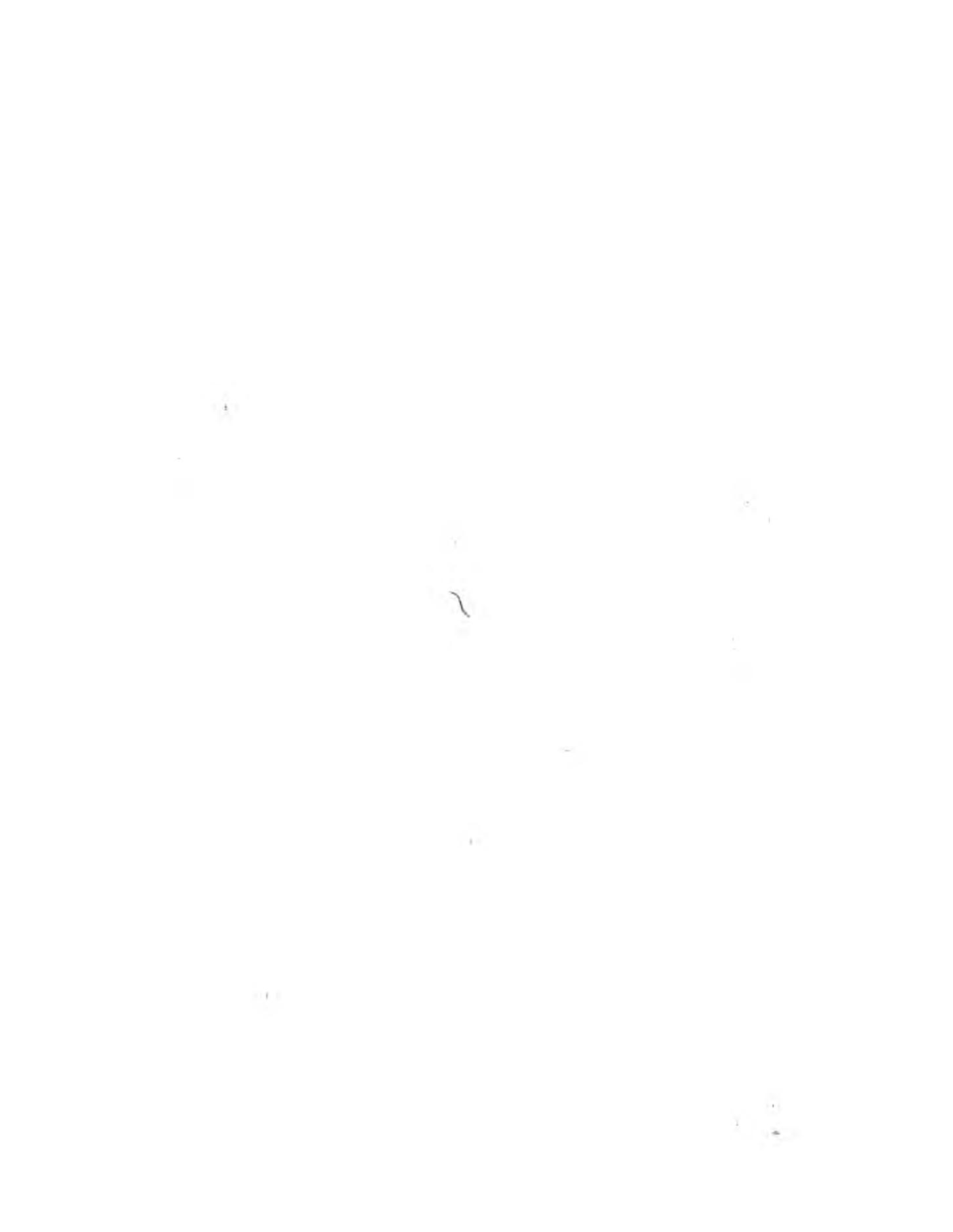
Sie wußte nicht, was sie tun sollte, die Hände ringen oder sie über dem Kopf zusammenschlagen. Darum stand sie in verlegener Verzweiflung da, unter den höhnischen Blicken aller im Zimmer befindlichen Möbelstücke. Dann versprach sie alles mögliche, aber es nützte nichts. Die jungen Eheleute zogen aus, und

schon dadurch wurde der Schmerz der Wohnung immer größer, und die Weinkrämpfe ließen nicht nach.

Neue Mieter fanden sich selbstverständlich nicht. Eine Maus erging sich jetzt in den Räumen, die für sie Säle eines Palastes schienen. Nachts sprang sie zur Frau, die auf dem nämlichen Flur wohnte, und holte sich einige Speisen, die sie tagsüber in Ruhe verzehrte. In der Ecke eines Zimmers traf sie einen Floh, der den Umzug verschlafen hatte, und mit dem sie dicke Freundschaft schloß. Oft empfingen sie Besuch, und so lebten die zwei in schönster Geselligkeit. Menschen aber zogen in die Wohnung nicht mehr; denn wenn sie nicht gestorben ist, weint sie heute noch.



FS



## Nächtlicher Gang

(Es war Nacht.) Der Winter war vorüber, die Bäume noch unbelaubt, und über die kahlen Baupläge strich ein kalter Wind.

Dort, wo die Stadt anfängt, fast noch im Feld draußen, standen drei Häuser. Was man zuerst von ihnen sah, war die Rückseite, die dürftig und traurig erschien. Farbige Wäsche hing vor Fenstern, die jenen trüben Blick hatten, der Mietskasernen eigentümlich ist.

Die drei Häuser, gute alte Freunde, waren in gepreßter Stimmung. Sie froren und gedachten all des Elends, das sie bargen. In der Innenstadt, das wußten sie, gab es Genossen, die in glücklicheren Verhältnissen waren. Dort gab es sogar Häuser, die fein und zierlich waren, und die man Villa nannte. Es hieß, daß sie sich mit Gärten schmückten, mit Bäumen Zwiesprache hielten und außerordentlichen inneren Luxus trieben.

„Alles schläft!“ sagte das eine Haus. „Wißt ihr was? Wir wollen uns an den Händen fassen und durch die Stadt gehen!“ Da reichten sie sich die Hände und liefen durch die Stadt. Da und dort verweilten sie, betrachteten ein

Gebäude, das schlief und machten ihre Bemerkungen darüber. Oder sie gewahrten in der Ferne eine kleine Villa, die aus der Bar heimkehrte.

Es schauerte sie ein wenig. Sie blieben stehen, und eins von ihnen flüsterte:

„Wie glücklich die sein mögen!“

Im fünften Stock konnte ein kleiner Junge nicht schlafen. Er kroch aus dem Bett, ging ans Fenster und drückte den Kopf an die Scheibe. Dann schrak er zusammen und rief ängstlich nach seiner Mutter. Es war die Gegend nicht, die er zu sehen gewohnt war. Aber die Mutter glaubte, daß er träume . . . .

Stillschweigend gingen die drei Häuser zurück. Kurz vor seinem Platz trat das eine versehentlich auf eine Drangeschale, die, Gott weiß, wer, hier fortgeworfen hatte. Es rutschte aus, schlug lang hin und brach zusammen. Der kleine Junge, seine Mutter und viele, viele Leute starben.

Die beiden übrigen Häuser aber standen daneben und nickten melancholisch mit dem Kopf, als wüßten sie, wie segensreich ein Ende sein kann.

# Inhalt

	Seite
Die Reise in die Lunge . . . . .	5
Königskinder . . . . .	11
Der Ziegelstein . . . . .	14
Die Rivalen . . . . .	18
Ein Stück Seife . . . . .	26
Der Tod eines Kleiderhakens . . . . .	35
Das Wunderlicht . . . . .	41
Aus Liebestummer . . . . .	47
Liebe und Tod . . . . .	52
Nächtlicher Gang . . . . .	59



— Saturn-Verlag Hermann Meister in Heidelberg

## E x h i b i t i o n e n

Gedichte von Herbert Großberger

Brosch. M. 1.—, geb. M. 2.—, Luxusausg. M. 5.—

Berliner Tageblatt: . . . Man stößt auf Erotika, die trotz ihrer unverhüllten, nichts verhüllenden Plastik mit einer keuschen Prägnanz dargebracht werden, welche nichts mit den üblichen singenden, klingenden, schwingenden Lyrismen zu tun hat . . .

National-Zeitung, Berlin: Die Erotik ist mit hemmungsloser Direktheit gestaltet, ohne Sentimentalität, dabei mit einem guten Instinkt für das noch Unausgesprochene.



Saturn-Verlag Hermann Meißter in Heidelberg

# Die Pantöffelchen

Kleine Geschichten von Herbert Großberger

Nur brosch. M. —.20

Berliner Morgenpost: Es ist also sehr schön: nämlich hilfreich und liebevoll von dem zwei- undzwanzigjährigen Herbert Großberger, daß er uns rauhe Dinge unseres wirklichen Lebens ins Wunderland entrückte.

